

Ingeborg Lüscher



Ingeborg Lüscher, Foto: Loretta Daulte

Wie fanden Sie zur Kunst, was stand am Anfang Ihrer Berufung zur Künstlerin?

Mein Zuhause als Kind war sehr liebevoll, das prägt die Erinnerungen – trotz der Schrecken der Bombennächte, der einmarschierenden Russen, dem Hunger. Mein Vater, ein Jurist, spielte Klavier und sang, meine Mutter ging mit uns in die Museen, die es noch gab.

Ich wollte leidenschaftlich gerne Schauspielerin werden. Es gelang und ich hatte gleich das Glück, gute Rollen zu spielen. Das Verschmelzen des Eigenen mit dem fremden Text. Zwei Leben in einem. Das Kneten des Textes wie später des Materials für meine Skulpturen. Ich fühlte mich glücklich.

Ich heiratete in die Schweiz und hatte kein Theater mehr. Ich spielte in Fernsehfilmen. Nur noch halb begeistert. Dann Dreharbeiten in Prag, drei Monate, es war ein halbes Jahr vor dem Prager Frühling. Freundschaften mit Dissidenten, Menschen, die nicht mehr gehorchen wollten und dafür alles riskierten. Das war mein Aufwachen. Ich begann dort im Atelier eines Bildhauers zu malen, nach einem Ausdruck zu suchen und nach eigenwilligen Wegen, die mir später wichtig wurden.

Was ist schwierig an der Arbeit eines Künstlers?

Das Überleben. Ganz materiell gesehen. Einzig der Wahnsinn hilft, den drängenden Ideen immer wieder neue Form, neues Leben zu geben.

Was haben sie mit der Reife in Ihrer künstlerischen Entwicklung gewonnen?

Meine Kunst hatte immer etwas mit meinem Leben und der Art meiner Bewusstheit zu tun. Egal, ob es schwerer ablesbar ist, wie in den Bildern von Schwarz über Asche und lichthem Schwefelgelb, ob es um die Begegnungen mit den über fünfhundert Menschen geht, die ich für meine Fotos zaubern lasse, oder um die Fotos meiner alten Haut, die aussehen wie Gräser, Dünen, Wasserflüsse, Gestein, Blüten, Regen – all das, wozu mein Körper in absehbarer Zeit wieder wird.

Ich weiss nicht, inwieweit ich reifer geworden bin mit den Jahren und damit auch meine Kunst. Eigentlich könnte man davon ausgehen, dass es so sei, aber ich kann mich nicht mit einst und jetzt wertend vergleichen.

Wie sehen Sie Ihr weiteres künstlerisches Schaffen, wohin geht die Reise?

Tja, wenn ich das wüsste ...

Was bedeutet diese Ausstellung für Sie?

Ich liebe Museumsausstellungen. Es ist, wie eine Geschichte zu erzählen. Meine Geschichte. Sie enthält die tausend Freuden, die durcheinander purzeln und sich mischen mit den Leiden von der ersten Idee bis zu dem Augenblick, an dem ich mir sagen kann: Es hat geklappt ... Und nun wieder eine Geschichte in Solothurn. Ich werde beginnen mit dem Wald von Armand Schulthess, einem Einsiedler, der seinen Wald in einen Wissenskosmos verwandelt hat. Die Begegnung mit ihm hatte, neben dem grossen Staunen, viele Konsequenzen für mein Leben. Ich möchte das Leuchten des Schwefels zeigen.

Ich möchte, dass man etwas erleben kann mit den Menschen in Palästina und Israel: Eine Video-Arbeit, die den toten Opfern gewidmet ist, bei der am Schluss die Frage nach dem Vergeben steht.

Ich möchte – wenn die Finanzierung gelingt – das «Bernsteinzimmer» zeigen, ein Raum in den Massen, in denen das «achte Weltwunder» damals bei Friedrich dem Grossen geplant worden war, in dem der Bernstein aber durch 9000 hinterleuchtete SOLE-Seifen ersetzt ist. Ein betörendes Lichterlebnis.

Ich werde die Flechten-Fotos zeigen mit dem Gedanken, dass Flechten schon seit 300 Millionen Jahren auf der Erde existieren.

Ich werde auch einige meiner «Zaubererfotos» zeigen.

Und dann eine Arbeit, die in den frühen 70er-Jahren entstand, die auch wieder viel mit meinem Leben zu tun hat. Ich verwandelte mich dafür in einen berühmten Professor, der in 25 Vitrinen und Kapiteln anhand von Steinen seine cardio-psychologische Studie vorstellt: «Das Herz auf dem Weg zur Werdung», ein Bild- und Wortgeflecht von Wissenschaft, Metaphorik, Ironie, Natur und ungebremsten Flügen der Phantasie.

Sie stammen aus Deutschland, lebten in der deutschen Schweiz und verfolgen Ihre künstlerische Karriere seit Jahrzehnten im Tessin. Wie arbeitet es sich in den verschiedenen Kulturen?

Beruflich gesehen habe ich zwei Leben gehabt. Ich frage mich, was ich wohl für ein Mensch geworden wäre, wenn ich beim Theater geblieben wäre. Ich hatte mir eine Karriere auf den Bühnen deutscher Grossstädte vorgestellt. Damals hatte ich drei Horrorvorstellungen: einen Kommunisten zu lieben, auf dem Dorf zu leben und ein uneheliches Kind zu haben. Alle drei sind eingetroffen – und alle drei haben mich beglückt.

Den Übergang vom vital-brodelnden Berlin ins kleine Tessiner Dorf Tegna bildete die deutsche Schweiz. Ich kam durch Heirat dorthin. Es war nicht die Ehe, sondern das Land, das mich frösteln und schrumpfen liess. Eine Fremde, wurzellos und perspektivenlos.

Es schien vermessen, aber ich war sicher, dass es einen noch verborgenen, aber existierenden weiteren Weg für mich geben musste. Später beschien ihn die Sonne des Südens.

Ich mietete mir bald ein Atelier in Locarno und arbeitete wie besessen im Versuch, mich einem eigenen, wahren Ausdruck anzunähern. Ich hatte niemanden, der mich drängte, keine Grenzen, jeder Schritt war ein Abenteuer. Und alles in einer mir zutiefst wohlgesonnenen Dorfgemeinschaft. Die alten Frauen strickten Rahmen für meine Bilder, andere klebten mit mir Fotos in Bücher. Später kam der Mann dazu, den ich 33 Jahre, bis zu seinem Tod, liebte. Er holte die sogenannte «grosse Welt» in unser Dorf. Tegna: Peripherie und Zentrum gleichermassen.

Ingeborg Lüscher

Das Licht – und die Dunkelheit knapp unter den Füßen

Ausstellung in Solothurn, 2016

(Binding Sélection d'Artistes N° 61)